Nr. 293. 39. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 13. Juni 1910

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Lustbarkeiten.

F. E. Der Ausschuß der Berliner Stadtverordnetenversammlung hat nun den Entwurf der Lustbarkeitssteuer zu bebrüten. Die Herren werden sich dabei in diesen sengenden Junitagen ein wenig als Märtyrer fühlen und den trockenen Gegenstand mit manchem Glase des wieder sehr modern gewordenen Weißbiers anfeuchten. Aber sie werden auch die entschlossene Stirn von Männern zeigen, die durchaus etwas zu stande bringen wollen. Man muß damit rechnen, daß die Lustbarkeitssteuer kommt. Sie kommt, weil der Stadtfiskus, wenn nicht heute, so doch morgen Geld braucht. Sie kommt, weil andere Städte sie haben, und weil die größte Stadt im Reich und in Preußen seit langem gewohnt ist, sich ihre kommunalen Ideen von der immer gern belächelten Provinz vordenken zu lassen. Sie kommt, weil sie im Grunde eine vernünftige Steuer ist. Denn wenn es uns oft und mit Recht überaus hart erscheinen mag, daß auf unsere Arbeit so viel Zoll für das allgemeine Wohl gelegt wird, so können wir im Grunde nichts dagegen einwenden, daß wir von unserem Vergnügen etwas abgeben sollen.

Aber das Projekt, wie es im Magistrat hergestellt worden ist, beweist, daß man im Roten Hause eine ganz allgemeine, typisierende, nuancenlose, und darum total falsche Vorstellung von dem Wesen der „Lust“ und ihrer steuertechnischen Verwertbarkeit hat. Dem Stadtkämmerer scheint es egal zu sein, ob jemand seinen Drang nach geistiger Ausspannung in einem Tanzbumms oder in einem philharmonischen Konzert, in einem der gräßlichen Kientöppe oder in Hebbels Judith betätigt. Er besteuert das „Dreimal 'rum für 'nen Groschen“ und die neunte Symphonie mit der gleichen Wollust, und Ibsen, der kein Spaßmacher ist, macht auch dem Stadtkämmerer Herrn Steiniger nur dann Spaß, wenn er ihn gleich dem komischen August im Zirkus „heranziehen“ kann.

Das ist der Punkt, über den man nicht hinwegkann, und die Stadtverordneten wären keine Kulturträger, sondern kulturträge, wenn ihnen das Gefühl für diese Unterschiede nicht aufginge. Niemand verlangt von einem Berliner Stadtvater, daß er vorzugsweise kunstpädagogisch wirke. Er hat andere Sorgen. Aber man darf von ihm fordern, daß er nichts ausgesprochen Kunstfeindliches tue. Er soll die Augen offen haben für die Kunstnot in Berlin, in dieser Stadt, die so rasch in die Höhe schießt und immer mehr in die Lümmeljahre kommt. Das Zeichen der Zeit ist, daß die „Lustbarkeiten“ der Hauptstadt stets geräuschvoller und roher, stets oberflächlicher und im ästhetischen Sinne sittenloser werden. Darunter leiden die ernsten Betriebe aufs äußerste. Wenn die Stadt sich gute und treue Bürger erziehen will, darf sie ihnen nicht nur Volksbäder und Parkanlagen geben. Sie muß auch für eine geistig reine Luft sorgen, und sie muß darauf bedacht sein, daß denjenigen, die ihrerseits den Unterschied zwischen Tanzlokal und vornehmer Schaubühne kennen und sich lieber hier als dort neue Frische und Arbeitslust holen, die eigene Kulturfreude nicht verteuert und verärgert werde. Es liegt etwas unsagbar Aufreizendes, es liegt etwas Hämisches in dem Gedanken, daß der bildungsbeflissene Einwohner für das seelische Freibad, das er etwa in einer Faustvorstellung sucht, nun eine Art von Strafmandat erhält.

Die Unterscheidung zwischen „Kunstgenuß“ und „Vergnügen“ (wofür der Berliner das bezeichnende Wort „Amüsiervergnügen“ hat) muß gefunden werden. Das ist ohne Zweifel sehr schwer, aber nicht unmöglich. Man könnte das Prinzip der Rückvergütung, das schon sonst in unserer wirtschaftlichen Gesetzgebung eine Rolle spielt, auch hier anwenden. Die Stadt tut nichts für die darstellende Kunst: jetzt ist die Möglichkeit gegeben. Gut denn, sie mag die Steuer erheben. Aber sie paktiere mit denjenigen Bühnen, die ausschließlich oder vorwiegend Bildungs- und rein künstlerischen Zwecken dienen. Sie gebe den freien Volksbühnen und dem Schillertheater mit der einen Hand fördernd wieder, was sie ihnen schädigend mit der anderen Hand nimmt. Sie gebe diesen Unternehmungen Beisteuern — wenn es sein muß, gegen die Verpflichtung, eine bestimmte Anzahl volkstümlicher und künstlerisch wertvoller Vorstellungen zu veranstalten. Noch mehr: warum soll Brahm nicht veranlaßt werden, für die städtischen Beamten, vorzugsweise für die Lehrer und für genügend reife Schüler einen Ibsenzyklus zu spielen, und warum soll nicht die Stadt, wenn sie ihm im übrigen mit ihrer Steuer Leben und Streben erschwert, die Garantie für eine bestimmte Einnahme aus dieser Veranstaltung tragen? Warum sollen sich nicht ebenso Reinhardts schöne Shakespeareabende des Mäzenatentums der Stadt Berlin erfreuen?

Wenn Berlin sich auf diese Weise kunstverständig zeigt, dann verliert die Lustbarkeitssteuer das philiströse Parfüm, diesen Weißbierduft, der ihr jetzt anhaftet. Und wenn sie dann noch ein weiteres tut, wenn sie die bürgerlichen Plätze gar nicht oder so niedrig wie nur irgend denkbar besteuert, wenn sie die eigentliche Bildungsschicht in ihren künstlerischen Interessen begreift und stützt, dann mag sie immerhin aus den Luxusplätzen herausschlagen, was irgend sie kann. Es ist fast wucherisch, den Galeriebesucher, der sich einen Schillerabend am Munde abgespart hat, mit zehn bis zwanzig Prozent des Billettpreises zu belasten. Doch mit der Schönen im ersten Rang des Amüsiertheaters, die einen Hut für zweihundert Mark trägt, wird niemand Mitleid haben, wenn sie eine oder zwei Mark Steuer zahlen muß. Sie bezahlt sie ja doch nicht selbst. Und den Hut auch nicht.

Aber Steiniger wird rufen: „Steiniget ihn!“ Wo bleibt die Einnahme, auf die es uns allein ankommt, bei soviel Rückvergütungen und Ermäßigungen? Man könnte darauf erwidern, daß eine Million, mit guten Mitteln erworben, dem Stadtsäckel noch immer willkommen sein kann, willkommener als zwei Millionen, wenn geistige und sittliche Interessen darunter leiden. Aber vielleicht bleibt es bei diesen erwünschten zwei und mehr Millionen, wenn es gelingt, die königlichen Theater heranzuziehen. Die Juristen sind uneinig; das sind sie freilich immer. Aber muß diese Sache unbedingt juristisch entschieden oder juristisch in die Länge gezogen werden? Sollte es unmöglich sein, die entscheidende Persönlichkeit darüber aufzuklären, daß hier ein nobile officium vorliegt? Unmöglich, diese Stelle davon zu unterrichten, daß die Hoftheater, die schon jetzt eine schwere Konkurrenz für die Privatbühnen sind, den Vorzug der Steuerfreiheit nicht annehmen und nicht ausnützen dürfen? Daß die behäbigen Freunde des Schauspielhauses und die üppigen Besucher des Opernhauses am ehesten etwas zum allgemeinen Besten beitragen können?

Eben hat der Staat Preußen, zu dessen Steuererträgen die Stadt Berlin einen so erheblichen Beitrag leistet, der Krone auf goldenem Teller eine überaus reiche Gabe dargebracht. Er hat es mit einer Schnelligkeit getan, über die mancher darbende Kriegsveteran den grauen Kopf schütteln wird, und er hat sich zu dieser Gabe entschlossen, treuherzig und blauäugig, in der schönen Ueberzeugung, daß ganze anderthalb Millionen davon der königlich preußischen Kunst noch über den bisherigen Bedarf hinaus zugute kommen werden. Welch eine Gelegenheit jetzt zur Revanche! Welch eine seine Aufmerksamkeit, wenn Graf Hülsen nun der Hauptstadt des spendablen Königreichs Preußen die Lustbarkeitssteuer — aus den Taschen seines Theaterpublikums bezahlte!

---

* Der deutsche Botschafter in Konstantinopel, Freiherr **v. Marschall**, hat gestern abend um 10 Uhr Berlin wieder verlassen und sich auf seine Besitzung zurückgegeben, wo er zunächst einen Teil seines Sommerurlaubs zu verbringen gedenkt. Freiherr v. Marschall war telegraphisch nach Berlin berufen worden und hat hier verschiedene Unterredungen mit dem Reichskanzler gehabt, deren Gegenstand die jüngsten Vorgänge im Orient bildeten. Sowohl die englisch-russische Aktion, die sich jetzt eben wieder in der Anfrage des russischen Ministers des Aeußeren, Iswolski, über die türkischen Flottenrüstungen zu Tage trat, wie auch das Kretaproblem — das hier nicht allzu pessimistisch beurteilt wird — dürften besprochen worden sein. Gestern war Freiherr v. Marschall zur kaiserlichen Frühstückstafel geladen, abends dinierte er beim Reichskanzler. Die in diplomatischen Kreisen hier und da umlaufenden Gerüchte, Freiherr v. Marschall werde den Konstantinopeler Posten in kürzester Frist mit einem anderen vertauschen und Freiherr v. Schoen werde als Botschafter nach Konstantinopel gehen, sind durchaus unbegründet.

Die Protestversammlung im Zirkus Busch.

K. A. Als „hochmütige und rebellische“ Männer (uomini orgogliosi e ribelli), als Feinde des Kreuzes Christi, als Männer, „deren Gott der Bauch ist“, oder um diese Grobheit des Apostels Paulus etwas zu modernisieren: als materialistische Fresser und Säufer, hat bekanntlich das Rundschreiben Pius' X. an die italienischen Bischöfe aus Anlaß der Borromäusfeier vom 26. Mai die Reformatoren bezeichnet. Dagegen protestierten gestern mittag unter der Aegide des evangelischen Bundes die Evangelischen Berlins im Zirkus Busch. Trotz der Hitze war der Riesenraum bald bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Versammlung zeigte eine ähnliche Zusammensetzung wie jene vor einigen Wochen, die der Frage galt, ob Jesus gelebt habe: sehr viel Jugend und sehr viel Frauen und Männer aus dem Mittelstand. Nur war diesmal die protestantische Orthodoxie, wie sich aus der Art des Beifalls unschwer erkennen ließ, nur schwach vertreten, was sich aus dem politischen Bruderverhältnis zwischen Zentrum und protestantisch-konservativer Orthodoxie ohne Schwierigkeit erklärt. Die Orthodoxie darf ja auf den groben Klotz, der da so plump über die Alpen mitten in die schönste schwarzblaue Freundschaft hineinflog, keinen groben Keil setzen. Also mußte es im wesentlichen den national-liberal und liberal gefärbten Protestanten überlassen bleiben, den Mund aufzutun.

Als nun Professor Schmidt, der die Versammlung willkommen hieß, den Wunsch aussprach, was hier geredet und gehandelt werde, möge unter dem Geist der Reformatoren stehn, durfte man einigermaßen gespannt sein, wenn man der Art gedachte, wie Luther in solchen Fällen eine Polemik zu führen pflegte, etwa in

Trinkspruch

zu Albert Traegers achtzigstem Geburtstag.

Von **Ludwig Fulda.** [Nachdruck verboten.]

Beflügelt nahn sich unsre Schritte
Des Lebens festlichstem Altar,
Wenn ungebeugt in unsrer Mitte
Ein Jüngling weilt im Silberhaar.
Durch seine weißgewordnen Locken
Erinnert er uns nur daran,
Daß ihm der Schnee mit seinen Flocken
Des Herzens Glut nicht löschen kann.

Und weil durch ihn die Welt uns freier
Von Frost und Rost erscheinen mag,
Darum begehn als Frühlingsfeier
Wir Albert Traegers Jubeltag.
Da schwirren auf des Reimes Schwingen
Die Worte leichter an ihr Ziel;
Denn einen Sänger zu besingen
Taugt nur sein eignes Lautenspiel.

Er, als der Freiheit Fahnenträger
In jedem Sattel kampfbereit,
Weiß nicht nur mit dem blanken Schläger,
Auch mit der Leier wohl Bescheid.
Am Morgen zur Kanzlei mit Akten
Geht er als Themis' treuer Sohn;
Doch wenn ihn Schaffensnöte packen,
Am Abend auf den Helikon.

So ward er zwiefach Hort des Rechtes:
Nur was er in sein Lied verflocht,
Hielt er für würdig des Gefechtes
Und sang nur das, wofür er focht.
Dem Wahren, Guten fand er Töne
Von wuchtigem metallnem Klang;
Jedoch besonders für das Schöne
Blieb er entflammt sein Leben lang.

Dies Schöne, dessen Form er meistert,
Dem sein unstillbar Sehnen galt,
Hat stets am stärksten ihn begeistert,
Erschien's in weiblicher Gestalt.
Er läßt von seiner Dichterzinne
Der Frauen holdes Banner wehn,
Und singt er andachtsvoll von Minne,
So kann ihm keine widerstehn.

Weil seine besten, wärmsten Lieder
Errötend folgen ihrer Spur,
Drum lieben ihn die Frauen wieder
Als ihren letzten Troubadour.
Sie sind ihm dankbar für den Psalter,
Durch den er ihr Geschlecht erhob;
Ja, lebten wir im Mittelalter,
Längst hieß' er Albert Frauenlob.

Wir aber, seine Freunde, loben
Den echten Mann, der ohne Scheu
Und ohne Rast in allen Proben
Sich selbst und seinem Volke treu.
Nie zog er sich die Schlummerhaube
Bei Nacht und Wetter übers Ohr;
In ihm ist Mut, in ihm ist Glaube,
Und seine Losung heißt: Empor!

Daß im Vertrau'n auf größre Zeiten,
Von tausend Schlachten nicht erschlafft
Er fortfährt, für das Licht zu streiten,
Gibt ihm die Wurzeln seiner Kraft.
Die Jugend kennt' ihm ihren Schimmer
Bewahren auf so lange Frist,
Weil er als Achtziger noch immer
Im Herzen Achtunddreißiger ist.

In alten und in neuen Tagen
Erwies er seinem Namen Ehr':
Was Traeger trägt, ist gut getragen
Und braucht nicht andre Stütze mehr.
Wenngleich das Leben für das Dichten
Ihm oft zu wenig Raum verlieh,
Ein träger Träger seiner Pflichten,
Nein, das war unser Traeger nie!

Und doch auf seinem starken Rücken
Nach eignem Sinn und eigner Wahl
Durch alle Klippen, alle Tücken
Trug er und trägt sein Ideal.
Drum als ein ewig reger Träger
Vergönn' er sich noch lang nicht Ruh';
Noch ungezählte Jahre leg' er
Den wohlgetragnen achtzig zu.

Ein Kongreß gegen die Hitze.

[Nachdruck verboten.]

Mitleidende! Ich höre Euch ringsum seufzen — stöhnen — fluchen — wimmern — ächzen — röcheln. Recht geschieht Euch!

Mitbürger! Es gibt in dieser Jahreszeit in Berlin viel zu wenig Kongresse und Tagungen und Massenansammlungen ähnlicher Art. Ich kann mich kaum an mehr als siebenundzwanzig erinnern, die ich in den letzten Tagen mitgemacht habe. Wo aber, wo sind die Protestversammlungen, die Kongresse gegen den allgemeinen Feind, der uns vor allem bedrückt? Ich berufe hiermit den ersten Weltkongreß, der an der Hitze Leidenden zusammen und gründe eine Abwehrliga. Wir wollen sie den „Nordpolbund“ nennen und Herrn Peary zum Ehrenpräsidenten ernennen.

Ich gestatte mir, mich als vorbereitendes Komitee zu konstituieren und gleich einige Vorschläge über die Organisation und Tagesordnung des Kongresses zu erstatten.

Es ist klar, daß wir der Sonne einstimmig unser Mißfallen ausdrücken müssen. Ein anderes Mißtrauensvotum muß den Halleyschen Kometen erdrücken, geradezu erdrücken. Der unsichere Kantonist kann ja sein Alibi bei allen tellurisch-meteorologischen Uebeltaten dieses Jahres nicht mit Gewißheit nachweisen. Ich bin überzeugt, daß diese männlichen und energischen Kundgebungen gegen die Urheber der Hitze ihren Zweck nicht verfehlen werden, aber ich gedenke noch andere, ebenso wirksame Anträge zu stellen, die dem Uebel in Zukunft vorbeugen sollen.

Zunächst ist ein allgemeiner Hitzestreik zu veranstalten. Warum sollen nur die Schulen Hitzferien haben? Ich schlage vor, daß die ganze Menschheit sich vierzehn Tage lang einfach ins Wasser legt und so die Weltregierung zwingt, nachzugeben.

Ferner hat der Kongreß zu beschließen: Auf allen Thermometern werden die Wärmegrade über fünfzehn abgebrochen oder wenigstens